

Gerd-Peter Eigner  
**Lolita - Fleisch und Begriff**  
Nachstellungen  
zu  
NABOKOV

*Dieser Spaziergänger da, was will er eigentlich?  
Warum lebt er? Und dieses Kind, und die Mutter,  
und der Alte? Niemand fand  
während dieses verfluchten Spaziergangs  
Gnade in meinen Augen. Schließlich ging ich  
in eine Metzgerei, wo so etwas wie ein  
halbes Rind hing. Bei diesem Anblick  
war ich nicht weit von einem Tränenausbruch.*  
E. M. Cioran

1.

Wenn sich der derzeitige - und seit 1985 amtierende - Schachweltmeister Gary Kasparow in seinem Essay *Einsteins Muskel* vom 28.4.1997 im Nachrichtenmagazin *Der Spiegel*, in dem er sich vor seinem Spiel gegen den Schachcomputer »Deep Blue« von IBM mit den Möglichkeiten und Bedingungen "künstlicher" Intelligenz auseinandersetzt, auf Vladimir Nabokov beruft, um den Unterschied zwischen dem Funktionieren des technischen Geräts und der Arbeit des menschlichen Gehirns zu beschreiben, so kann dies kein *Zufall* sein. Nicht nur weil der Kaukasier aus Baku Russe ist oder zumindest einer, dessen Muttersprache Russisch ist, was ihn mit dem seit Mitte seines Lebens Englisch schreibenden Russen Nabokov verbindet -: Nabokov spielte nicht nur selbst Schach, er war einer, dem das Schachspiel und das Ersinnen von Schachproblemen nächst der Literatur und den Schmetterlingen, die er jagte und erforschte, als eine Spielart der Lebenserfahrung explizit und existentiell am Herzen lag. "Schachprobleme erfordern dieselben Tugenden wie jede künstlerische Betätigung, die diesen Namen verdient: Originalität,

Einfallsreichtum, Knappheit, Harmonie, Komplexität und erhabene Täuschung." Wo die Maschine einen Zug macht, den sie sich in an Lichtgeschwindigkeitsmargen meßbaren Zeiteinheiten aus Millionen von Möglichkeiten *erarbeitet*, folgt der Mensch nach Ausschöpfung aller seiner Speicher- und Kombinationskapazitäten dem "Gefühl" (Kasparow), um zu demselben Ergebnis zu kommen. Kasparow vergleicht die Maschine mit Arnold Schwarzenegger, der sich gewissermaßen "mit bloßer Muskelkraft dem Geist von Albert Einstein" annähert. Sicherlich hätte *Deep Blue*, befragt nach den Urgründen des Nabokovschen Interesses an gewissen verfänglichen und perversen Neigungen und Sexualpraktiken, in Sekundenschnelle das Ergebnis aus dem Datenwust herausgefiltert, das dem Autor der *Lolita* selbst erst lange nach Erscheinen dieses Buches zugänglich gemacht wurde. Wie er nämlich in *Erinnerung, sprich*, der Autobiographie in Romanform, mitteilt, schenkte ihm "ein freundlicher Reisender" - sein späterer Biograph Andrew Field - ein "sehr seltenes, vielleicht das einzige Exemplar" einer Artikelsammlung zum Strafrecht, die im Jahre 1904 in St. Petersburg erschienen war und die der Reisende 1961 bei einem Besuch in der Sowjetunion in einem Antiquariat gefunden hatte. Der Autor: Wladimir Dmitrije-witsch Nabokow (mit w's), der Vater von Vladimir Vladimirowitsch Nabokov (mit v's), Gutsherr und Parlamentsmitglied, freigeistig-liberaler Jurist und Publizist, zugehörig einer aufgeklärten Elite, die sich nicht nur hinter verschlossenen Türen der Macht und der Willkür zaristischen Despotismus widersetzte, sondern offen für demokratische Verhältnisse in Rußland votierte; wofür ebendieser Vater auch selbst einmal für drei Monate ins Gefängnis gegangen war. Unter den 19 Aufsätzen befindet sich einer, der den Titel *Sexualverbrechen* trägt (geschrieben 1902). In ihm behandelt der Vater, wie der Sohn später schreiben wird, "in einem gewissen merkwürdigen Sinn recht prophetisch (Londoner) Fälle von 'kleinen Mädchen à l'âge le plus tendre [*w njeshnjejschem wosraste*], das heißt zwischen acht und zwölf Jahren, die Lüstlingen [*slastoljubzam*] zum Opfer fielen'. Im

selben Essay legt er eine sehr liberale und 'moderne' Haltung gegenüber verschiedenen anomalen Praktiken an den Tag und prägt beiläufig ein kommoderes russisches Wort für 'homosexuell': *rawnopolyj*." Als der Vater diesen Aufsatz schrieb, war Vladimir drei Jahre alt; es wird in den siebzehn Jahren, die Vater und Sohn noch in steter Nähe miteinander in Wyra, auf dem Landsitz vor St. Petersburg, oder im Winterquartier, dem Stadthaus in der Bolschaja Morskaja in St. Petersburg, miteinander lebten (oder auch während der ausgedehnten Kur- und Badereisen, die die Familie nach Biarritz, Wiesbaden oder an die Côte d'Azur unternahm), gewiß am Rande auch von derlei Dingen die Rede gewesen sein, die sich dem Jungen einprägten. Sein Interesse kam also nicht von ungefähr. Auch wenn er selbst, in den Besitz der Arbeiten seines Vaters gelangt, im nachhinein eine Art "Prophetie" konstatieren möchte. Hier treffen sich Wahrscheinlichkeitsfaktoren, errechenbare Konstanten, mit dem "Gefühl", der Intuition. Und dem verschütteten Erinnern. In gewisser Weise setzt Vladimir die Arbeit des geliebten und verehrten Vaters, den er durch einen Mordanschlag in Berlin (im Jahre 1922) verloren hat, fort. Er knüpft an die Liberalität und Unbotmäßigkeit des Vaters an; hinter den Mördern standen die Altzaristen, die mehr noch als die längst das Russische Reich beherrschenden Bolschewisten, mit denen sie glaubten, über kurz oder lang fertig werden zu können, die liberale "linke" Intelligenzija fürchteten. *Lolita* ist ein Vaterbuch. (Wie im übrigen der 1982 erschienene Roman *Landschaften nach der Schlacht* des Spaniers Juan Goytisolo, in dem ein ausgewiesenermaßen homosexueller Autor in der Maske eines Ehemannes Obsessionen beschreibt, die sich wohl auch nicht ganz zufällig auf "kleine Mädchen" - sowie den Verfasser von *Alice in Wonderland*, den Vladimir Nabokov ins Russische übersetzte, und dessen phantastisch erotische Mädchenphotographomanie - beziehen, ein Mutterbuch ist; Goytisolos Mutter starb unter den Bomben, die die Geschwader Francos 1938 auf die Stadt Barcelona warfen.) *Knapp und harmonisch* also, *komplex und erhaben getäuscht*: Die Werke spielen ins

Wirkliche hinein und übernehmen die Herrschaft. Es kann gar nicht anders sein, als daß es mehr nicht nachweisbare Zusammenhänge gibt, als man gemeinhin ahnt.

2.

Als ich - nach einem sich über zwanzig Jahre hinstreckenden Aufenthalt im Ausland, der nur durch einige verschieden lange Besuche in Deutschland unterbrochen worden war - 1991 mit meiner Frau und unserer halbjährigen Tochter Oktavia Sophie nach Berlin kam, rümpfte eine schöne und großfüßige Dame, der ich lange Zeit vorher fast einmal ganz nahe gekommen wäre, die an sich schon gekräuselte Nase und sagte: "Oktavia heißt das Töchterchen? Wie präntentiös!" Natürlich zuckte ich zusammen, denn es war nie meine und der Mutter Absicht gewesen, unserer Tochter schon von vornherein etwas ihr womöglich zum Nachteil Gereichendes, ganz offenkundig aber ja in gewissen empfindlichen Kreisen nachgerade mit dem Odium des Ganzbesonderen Behaftetes mit auf den erwartungsgemäß ohnehin steinigen Weg in die Zukunft mitzugeben. Natürlich hätten wir sie auch Silke, Katrin, Edelgard oder Milka nennen können. Und so erfuhr ich, da ich in meiner Not nicht stillschweigen wollte (zumal der inkriminierte Name vor allem der Mutter am Herzen gelegen hatte, zu deren Verteidigung ich altmodisch antrat), daß wir mit der Namensgebung unversehens in den Arme-Leute-Mief und ganz speziellen Protzraum unserer Ex-Brüder und -Schwestern aus der DDR gestolpert waren, denn die, wurde ich belehrt, hätten jahrzehntelang ihre Kinder mit den exotischsten und unmöglichsten Namen ausgestattet: Wer in der Enge lebt, hat gut schweifen usw. Und in der Tat, jetzt fiel es mir selbst ein und auf: Carmen, Juanita, Rodolfo, Jimmy und Jack, so heißen sie fast alle; mancher soll die Pränomina sogar für eine besonders offene und somit raffinierte, ja, abgefeimte Form des Widerstands gegen die Staatsgewalt gehalten oder

wenigstens im nachhinein ausgegeben haben. So schlichen wir, meine Frau und ich, im Schlepptau die unschuldige Tochter, gemaßregelt, wie wir uns zugegebenermaßen vorkamen, davon wie Ostler, obwohl wir eigentlich aus dem Westen, wenn auch eben dem ausländischen, zugezogen waren. Ein Wermutstropfen mehr, gewiß, von den zahlreichen, die uns seit der Ankunft in den Becher gefallen waren. Es galt wachsam zu sein, um weiteren Schaden von dem Kind abzuwenden. Die erste Freundin meiner Tochter Oktavia Sophie sollte Nora heißen. Ja, hätten wir doch auch die unsere Nora genannt, zumal der Name zu denen gehört hatte, die vor der Geburt zum Kreis der in die engere Wahl gezogenen gehört hatte. Aber der Hund, der verstorbene Hund meiner Frau, hatte Dora geheißt, das ging nicht. Und überhaupt, dann hätte man die Freundinnen jetzt nicht mehr auseinanderhalten können. Oder Hedda? Lola? Oder Fräulein Julie? Nein, besser keine weiteren literarischen und cinematographischen Reminiszenzen. Oktavia Sophie, warum eigentlich nicht? Außerdem war es ja nun sowieso schon zu spät.

Die zweite Freundin - und künftige Konkurrentin von Nora, auf die sie anderthalbjährig bei der gemeinsamen Tagesmutter gestoßen war - gesellte sich zu unserer Tochter auf dem Spielplatz am Klausener Platz. Ich saß auf meiner Bank, und die Mutter des Mädchens, das sich Oktavia näherte, stand an der ihren; sie war mir schon vor der Tochter aufgefallen, sie war außergewöhnlich ansehnlich, schlank, rank, den Kopf hielt sie wie Penelope auf der photographischen Reproduktion einer Skyphos-Malerei, und das Profil sah wie abgenommen aus von einem Negativ der Nofretete-Büste, die keine dreihundert Schritte entfernt vom Klausener Platz im Ägyptischen Museum ihre Strahlkraft ausübt über die Jahrtausende, voller Zurückhaltung und Stolz. Die Kontaktaufnahme war unausweichlich. Schon eben auch, weil meine Tochter längst mit Penelopes/Nofretetes Tochter einträchtig das bunte Plastikspielzeug, Schaufel, Harke, Eimer, Sieb, teilte.

Bevor Penelope/Nofretete und ich einander vorstellten, stellten wir einander unsere Töchter vor: Also Oktavia Sophie. Ach, sagte da die

andere. Und ich: Und wie heißt die Ihre? Lolita, kam es knapp und sachlich dreisilbig aus dem Mund der Mutter, die den Kopf hob und lächelte. Sowas vergißt man nicht. Mir wäre fast der Lutscher aus der Hand gefallen, den ich von meiner Tochter übernommen hatte, nachdem sie auf die andere aufmerksam geworden war. Und ich glaube, auch ich sagte: Ach. Um bei der sich anschließenden Abgleichung des Alters der Mädchen (zweieinhalb, beide) und der sich als unumgänglich erweisenden präzisierenden Nennung der Geburtstage zu erfahren, daß es sich um dasselbe Datum (29. März 1991) handelte. Nun galt es nur noch herauszufinden, zu welcher Stunde desselben Tages die eine und die andere geboren worden waren, das Frühlingslicht der koinzidentaln Welt erblickten. Ich habe vergessen, wer von Lolita und Oktavia Sophie die Stunden- oder Minutenältere ist; die Geburtsorte jedenfalls lagen weit auseinander. Nicht vergessen aber habe ich die sich in mir regende und unwiderstehlich zuspitzende, zugegebenermaßen hinterhältige Frage, wie die Eltern, resp. die Mutter, denn auf den Namen Lolita gekommen seien. (Vielleicht ließe sich ja ein zusätzliches Wort wechseln über Humbert Humbert und Clare Quilty und das ganze Unglück.) Aber da sagte die Mutter Penelope: Wieso? Kennen Sie den Namen nicht? Natürlich kenne ich ihn, sagte ich. Also, sagte Nofretete, ist doch nichts Besonderes, oder? Nein, nicht wirklich, sagte ich. Nur, ich hätte gedacht... der Name sei ja berühmt... Sicher ist der Name berühmt, sagte die bemerkenswerte, jetzt fast gläserne Mutter (während vermutlich genau in dem Augenblick ein schwarzer Schwarm Kolkraben oder Saatkrähen aufstieg aus der riesigen Kastanie am Rande des Klausener Platzes, in den Schnäbeln eines jeden der Tiere eine mattlila Kerze Kastanienblüte). Ich dachte, sagte ich, Sie hätten vielleicht an das Buch gedacht, Nabokov. Was für ein Buch? Kobov, was? In meiner rororo-Ausgabe von Vladimir Nabokovs Roman *Lolita* (nach der 1. und 2. Auflage vom Juni die 3. Auflage im Juli 1964: 71. - 100. Tausend) stehen als Eröffnung des 6. Kapitels auf Seite 22 folgende Reflexionen: "Apropos: Ich habe mich oft gefragt, was aus

diesen Nymphchen später geworden sein mochte. In unserer schmiedeeisernen Welt kreuz- und querlaufender Ursachen und Wirkungen könnte es wohl sein, daß die heimliche Lust, die ich ihnen stahl, Einfluß auf *ihre* Zukunft gehabt hätte. Ich hatte sie besessen - und sie erfuhren es nie. Gut. Aber würde es sich nicht irgendwann doch auswirken? Hatte ich nicht irgendwie ihre Zukunft verpfuscht, indem ich ihr Bild mit meiner Lust verflocht?" Verpfuscht einer, der seinem Kind den Namen Lolita gibt, dessen Zukunft? (So wie der, der seinem Kind seine Beschäftigung mit Sexualverbrechen vorenthält, sie mit Sinn und Richtung versieht?) Dann wären die Macht und Realität, die die Wörter und Namen darstellen, ja, ausüben, stärker als jene Realität, die sich, wenn nicht im Bewußtsein, so doch in der Ahnung von der Dürftigkeit ihres vegetativen Reduits *nolens volens* aus ihr nährt, um nicht selbst daneben zu verdorren und zu verblassen.

Muß eine Mutter, die ihre Tochter Justine nennt, wissen, daß es literarische Werke mit den Titeln *Justine oder das Unglück der Tugend*, *Die Neue Justine* und *111 Notizen zur »Neuen Justine«* gibt? Und daß deren Verfasser, ein gewisser Marquis de Sade (1740 - 1814), nichts weniger bei deren "Erfindung" im Sinn hatte als den Umsturz, die Außerkraftsetzung mancher traditioneller Denk- und Handlungsschemata dergestalt, daß er die Tugend in Acht und Bann tut, ja bestraft, während er dem Laster allen Beifall und die Belohnung zukommen läßt? (Wobei, dies nur am Rande, Justine der Part der "Tugendhaften" zukommt.) Sind Wort und Nomen, Gedanke und Gegen-Gestalt die Ursache allen Unheils der Welt? Ist der Benenner der Täter? Oder ist das sprichwörtlich *namenlose Unglück* - der sprachlose Schrei von Kreatur und Materie und das sich in den Wartezimmern des Selbstgenügens drängende Menschenverstummen - von derart imperativer Kraft, daß wir gar nicht anders können, als uns in die Pflicht nehmen zu lassen und es also, wenn wir es denn schon erkannt haben, zu benennen, ihm den Namen zu geben, damit wir es bannen? Jedenfalls, auch hier: *kreuz- und querlaufende Ursachen und Wirkungen in einer schmiedeeisernen Welt*. Die einen machen die

Gartentür zu, die anderen machen sie auf. Der Wind dringt sowieso durch die Schnecken- und weinrebförmigen Ornamente.

Einzigartig und unerreicht in der Welt und in der Welt der Literatur (und also in jedem Fall in der Welt) steht der Name Lolita als zarter und harter Monolith, um sich auf alle verfügbaren Anlagen, Parks und Squares, Vorgärten, Spielplätze und sonnen- wie sekretebenenetzten Abschüssigkeiten zu verteilen... und zergeht, wie jeder Humbert-Humbert-Adept mit Fug und Recht formulieren könnte, als bittersüß-pinkfarbener Lutschbonbon, sich selbst fortzeugend in eine Zeit, in der es eine geschriebene Literatur nicht mehr geben wird, im Mund dieser Welt.

Ich habe in meinem einbändigen Deutschen Universal Wörterbuch DUDEN keinen Hamlet und keinen King Lear, keinen Lord Jim oder Werther, der über sich selbst - und das heißt: über seine Eigennamlichkeit - hinausgewachsen wäre, weder Nora noch Natasha, noch Madeleine (nicht einmal als frühe Birne, Pfirsichpflaume oder Weintraube, geschweige denn als das Sandgebäck, das einen ganzen Proustschen Kosmos verantwortet und auch mir - als Zwischenmahlzeit und Leckerei - so gut schmeckte) gefunden; nur Maria, die Mutter Gottes, naja, auch Madonna und Margerite, das Maßliebchen, und, keine vierzig Jahre nach ihrem erstmaligen druckfleischlichen Auftreten: "Lolita, die; -, -s [nach dem gleichnamigen Roman von V. Nabokov (1899 - 1977)]: *Kindfrau* (1). "Gefolgt von: "Lolli, der; -s, -s [viell. zu lutschen (2 a) od. gek. aus engl. lollipop] (ugs.:) *Lutscher*."

3.

Was hat das Pferd gedacht, als Nietzsche es umarmte? Hat es begriffen, daß es Gegenstand eines Erkennens war, das weit über es hinausreichte? Wußte es, daß es sich wie bislang in Turin befand? Oder glaubte es, da es sich um einen sich wirr Äußernden, vermutlich

einen Ausländer, handelte, der mit den örtlichen Gepflogenheiten (und Gegebenheiten) unvertraut war, daß es für etwas Drittes herhielt? Wie stand es um die Objekt / Subjekt-Wahrnehmung des Pferds, als dieser Mensch sich ihm in den Weg stellte und in die Mähne krallte? Es ist anzunehmen, daß das Pferd so viel begriff, wie nötig war. Nachdem uns in dem darauf folgenden Jahrhundert ein Chaïm Soutine und ein Francis Bacon ihre pastösen Blutspuren hinterließen und Autoren wie Céline, Bataille und Klossowski (*Die Gesetze der Gastfreundschaft*) noch einmal auf den großen gemeinsamen Ahnherrn de Sade verwiesen, scheint es keinen Raum mehr zu geben für eine steigerbare Darstellung von Schmerz, Abweg und irrem Glück.

Humbert Humbert, der selige Ich-Erzähler in Vladimir Nabokovs großem Bekenntnis- und Selbsterforschungsroman *Lolita*, wählte nicht Roß und rohes Rind als Gemarkung (und Markierung auf dem langen kurvenreichen Weg) seines Elends, das ihn, den sinnesverfeinerten und distanzgepeinigten Europäer, über die Prärien und Vorstadtwüsteneien des nordamerikanischen Kontinents treiben sollte - er ist ja nicht der *Autor*, sondern sein Held -, er warf sich bedenkenlos auf das Allerzarteste, die Nymphchen; und alle Fasern, Poren und lymphatischen Außenerscheinungen dessen, was er unter Nymphchen verstand.

Nymphchen, das sind Mädchen aus Fleisch und Blut zwischen neun und vierzehn, "die gewissen behexten, zwei- oder vielmal älteren Wanderern ihre wahre Natur enthüllen"; und insofern sind sie wieder "nicht menschlich, sondern (eben) nymphisch (das heißt dämonisch)". Und also mit Sicherheit weit von dem entfernt, was der Volksmund - und das Wörterbuch in der Korsettierung des Kosenamens Lolita - unter einer Kindfrau versteht. Was aber die sogenannten *Nympholepten* oder auch an einer *lebenslangen Pederosis* Leidenden anbelangt, so unterlegen die den Zeitbegriffen gern Ortsbegriffe. So daß das Mädchenalter "neun bis vierzehn" die Grenzen einer "verzauberten Insel" markiert - "spiegelnder Strand und rötliche Felsen" -, "auf der diese (seine) Nymphchen ihr Wesen treiben, umgeben von

einem weiten dunstigen Meer". Weltabwendung? Diesseitsflucht? Vielleicht. Eher aber wohl das Abtreten in Felsspalte, in die nicht uriniert, sondern geweint wird. (Und das bei hellstem Verstand und nicht umwölkt von Sehertum, Mitleid, Selbsthaß und Lues.)

4.

An der Stelle, wo im Mai 1940 ein Herr mittleren Alters mit seiner jugendlich schönen Frau und einem sechsjährigen Kind die Gangway betrat - in ihrem Rücken zwei kräftige junge Burschen, die den Kabinenkoffer mit Büchern und Manuskripten schleppten -, um nach einer 20jährigen Lebensaufbruchphase, der Kindheit und Jugend in seiner russischen Heimat, und einer 20jährigen Phase der Vertreibung und des Exils in England, Deutschland und Frankreich in seine dritte Lebensphase einzutreten, die ihn mit dem Schiff über den Atlantik in die Vereinigten Staaten bringen soll, wo er die folgenden 20 Jahre verbringen wird (bevor er mit den letzten nicht mehr ganz voll werdenden 20 Jahren über dem Lac Léman in einer Dachsuite des "Grandhotel Montreux Palace" in der Schweiz sein Leben beschließt und ein Werk von neun russisch und neun englisch geschriebenen Romanen und mancherlei andere literarische, ästhetische und vor allem entomologische, speziell: lepidopterologische Schrift hinterläßt): an dieser Stelle steht ein U-Boot-Bunker, der nicht *wegkommt*. Der Bunker wurde von den Deutschen gebaut, nachdem der Herr mit einem der letzten *paquebots*, Ozeandampfer, der *Champlain*, abgelegt hat. Schon eines der nächsten Großschiffe, die *Lancastria*, die englische Soldaten vor den anrückenden Truppen des Feindes in Sicherheit, zurück in ihre Heimat, bringen soll, wird von den Torpedos der Deutschen versenkt, es sterben vor den Augen der Bewohner der Stadt in der Mündung der Loire 3000 bis 4000 Menschen. Auch die *Champlain* wird nach ihrer Rückkehr aus den Staaten Opfer des Terrors, den die Deutschen über den Kontinent und

auf die Meere tragen. Es gibt Photos von Saint-Nazaire, da ist die Stelle, die jetzt der riesige graue und bemooste Klotz des Bunkers einnimmt, der sich von oben, von meinem Standort aus gesehen, in seiner ausufernden Rechteckigkeit ausnimmt wie ein einziger Sarg für alle, die im Wasser trieben und in ihren Kojen erstickten, jene, auf die sich die drei Menschen zubewegen, die an Bord der *Champlain* gehen.

Mein Standort befindet sich im höchsten Gebäude der Stadt, es überragt alles und steht in unmittelbarer Nähe des Hafens. Ich bin Gast in einer Einrichtung, die Schriftstellern aus aller Welt turnusmäßig für eine begrenzte Zeit eine Wohnung zur Verfügung stellt. Der Blick geht linker Hand auf die Stadt, die großen Hafenbecken (mit dem deutschen Bunker) und die Werftanlagen, die große Hängebrücke über die hier schon sehr breite Mündung des Flusses und rechter Hand, vom Balkon aus gesehen, auf den Atlantik. Zu Füßen habe ich die alte Hafenschleuse. Fast stündlich laufen Tank- und Frachtschiffe ein und aus, deren Dieselabgase aus den sich auf meiner Höhe befindenden Schornsteinen stoßen und vom Seewind direkt in meine Räume getragen werden. Eine Passagierschiffahrt gibt es nicht mehr. Die Pier der *Compagnie Générale Transatlantique* liegt verwaist, und das stadtzentrumnahe Nebenbecken, in dem früher die Schlepper, die Schiffsausrüster und die Fischer festmachten, ist unter dem deutschen Koloß verschwunden; er wird im übrigen, da man ihn nicht sprengen kann - man würde damit ein weiteres Mal ein Gutteil der Stadt, wie schon im Krieg, in Schutt und Asche legen - demnächst, nach über fünfzigjährigem Zögern und Nachdenken, zum Freizeitzentrum: unten, in den Kammern, Wasserspiele, Kinos, Bowling und künstliche Wildwasserfahrt, oben, auf dem 300 Meter langen Dach, Grünanlagen mit Cafes, Theater, Eis- und Pizzabuden, umgebaut werden.

Auf den Herrn mit seiner Familie und die näheren Umstände seiner Einschiffung nach Übersee bin ich durch zwei Bücher gestoßen. Das erste ist eine Sondernummer der Pariser Zeitschrift *autrement* aus dem Jahre 1992 mit dem Titel SAINT-NAZAIRE - PORT DE TOUTES LES LITTÉRATURES, ein Gastgeschenk des Leiters des Hauses, M.

Christian Bouthémy. Was hat diese Seestadt "ohne Geschichte" (ganz anders als ihre althehrwürdige Schwester Nantes flußaufwärts) mit *allen Literaturen* zu tun?

Ich erfahre, daß vor "uns", den seit zehn Jahren mit Dotation und Komfort Eingeladenen, eine Vielzahl von Schriftstellern die Gegend und die Stadt aufgesucht hat. Manche haben über sie geschrieben, ohne (vermutlich) hier gewesen zu sein. In der sorgfältig edierten Zitatensammlung tauchen neben Gregor von Tours der junge Herder - von Riga kommend - an dieser Küste auf (1769), um beim Anblick des ersten Lotsen, dessen er ansichtig wird, zu konstatieren, daß er ihn in seinen Holzschuhen und seinem großen weißen Hut an "toute la nation française jusqu'à son roi Louis le Grand" gemahne. Stendhal, Balzac, Flaubert, Zola, Daudet, Maupassant, Apollinaire, Giraudoux, Artaud, Léautaud, Majakowski und Gracq, Sartre, Genet, der Hafensliebhaber, sie alle waren da oder haben die Stadt durch sich und ihr Werk hindurchgehen lassen. Nur für einen wurde sie der entscheidende Wendepunkt in seinem Schriftstellerleben: für Vladimir Nabokov. Denn der ließ nicht nur Europa in der Mitte seiner Jahre hinter sich, er legte damit sein Handwerkszeug ab - und seine "Seele". Mit dem Betreten der Planken der *Champlain* verließ er den Boden der Mutter- und Vatersprache, sein Russisch, um sich die Neue Welt, jenes Englisch, endgültig zu erobern, zu dessen großem Stilisten er werden soll.

Ich lese die letzten anderthalb Seiten von *Erinnerung, sprich*, dieses für mich - neben *Lolita* - bemerkenswerteste seiner Bücher. Auf denen beschreibt (beschreibt?) er - noch von Land aus - den Abschied. Der kulminiert in einem Bild, wie es leichter *und* schmerzlicher kaum mehr denkbar erscheint: "Dort vorne, wo eine unterbrochene Häuserreihe zwischen uns und dem Hafen stand und das Auge vielerlei Dinge entdeckte, etwa die hellblaue und rosarote Unterwäsche, welche an einer Wäscheleine einen Eiertanz vollführte, oder ein Damenfahrrad und eine gestreifte Katze, welche sich bizarrerweise in einen rudimentären Gußeisenbalkon teilten, konnte man mit großer

Befriedigung zwischen den wirren Winkeln der Dächer und Mauern einen prachtvollen Schiffsschornstein ausmachen, der hinter der Wäscheleine wie ein Gegenstand in einem Vexierbild sichtbar wurde - Such, was der Matrose versteckt hat - und den man, hatte man ihn einmal gefunden, nicht mehr ungesehen machen konnte."

Nicht ungesehen. Nichts ungeschehen.

Das zweite Buch ist ein Geschenk des Direktors des örtlichen Écomusée, des Stadtmuseums, M. Daniel Sicard, in dem er selbst Krieg, Besetzung und Befreiung der Stadt Saint-Nazaire in ausgesuchten Texten und photographischen Aufnahmen dokumentiert. Und da ist sie auch schon, auf Seite 12, die Postkarte, die alles zeigt und beglaubigt, was der zur Auswanderung Entschlossene 1940 zu Gesicht bekommen und später zu Papier gebracht hat, *fast* alles. Da ist der *Square*, von dem er spricht und den er "phonetisch *skwarr* und die Russen *skwjer*" nennen, "weil man seinesgleichen auf oder bei öffentlichen *Squares* in England findet". Ich sehe die "plausiblen Blumen" (ohne daß sie gerade auf der Postkarte blühten!) und das (unerwähnt gebliebene) strenge, klare, weiße dreistöckige Gebäude der Hafenverwaltung, das heute verschwunden ist. Und über den Dächern der Schuppen der *Compagnie Générale Transatlantique*: den Oceanliner, aus dessen Schornstein schwarzer Rauch quillt. Nur wo die Höschen hängen und das Damenfahrrad stehen könnte, die gestreifte Katze sich drückt, das ist mir schleierhaft, und ich neige dazu anzunehmen, daß der Autor diese in seinem Gedächtnis mitgebracht hatte aus Paris, von wo er mit der Familie eintraf.

Als ich zum Bahnhof gehe, an dem sie angekommen sind, um nach wenigen Schritten an ihre Gangway zu gelangen, starren die Mauern der Seitenflügel des nicht mehr vorhandenen Gebäudes mit zuzementierten Fensteröffnungen in die jetzt unwirtliche Gegend wie Ruinen römischer Befestigungsanlagen, Teile der Villa Adriana, bröckelnde Viadukte. Und darüber, wie früher mächtige Passagierschiffe: der Bunker. Sonst nichts. Kein Schalter, keine Schienen, nicht Ankunft, nicht Abfahrt.

Nein, ich werde nicht an dem Ausflug teilnehmen, zu dem mich die Frau meines Nachbarn in meinem Hochhaus eingeladen hat. Ich verzichte auf die der Küste vorgelagerte Insel Ouessant, den einzigartigen Studien- und Beobachtungsort, wo sich die Ornithologen und Naturliebhaber, die Studenten und Stadtschulklassen einfinden, um die 350 Arten von Zugvögeln zu "zählen". Speziell jene bedauernden Exemplare, die ausweislich dem mir vorab von der Frau des Nachbarn zur Verfügung gestellten wissenschaftlich-touristischen Führer zur Spezies der sogenannten *pouillots de Sibérie*, mithin jener Art von Grasmücken gehören, die, verbürgt durch ihr bloßes Hiervorhandensein, eine spezifische Verhaltensabweichung an den Tag legen: "Partis de l'Asie du nord à destination du sud du continent, ils se sont perdus en cours de route"! Man vergegenwärtige sich das: Sich auf dem Weg von Sibirien nach Süden verirren und am westlichsten Zipfel Frankreichs landen. So weit mußte ja nicht einmal ein Nabokov. Allerdings: "Sans doute continuent-ils sur le chemin des grands migrants, après leur escale ouessantine, mais on suppose que bien peu atteignent l'Afrique." Für die, die es nicht glauben wollen, auf deutsch: "Zweifelsohne werden sie nach ihrem Zwischenhalt auf Ouessant dem Weg aller Zugvögel folgen, aber man muß annehmen (fürchten), daß nur wenige Afrika (!) erreichen." Die Sibirische Grasmücke, ein Vogel, der nicht nur ein Zug-, sondern auch ein Singvogel ist. Ich werde lauschen. Von hier aus. Und lesen.

5.

Was soll man von einem Autor halten, der den Ich-Erzähler und Protagonisten seines Hauptwerks schon so ziemlich zu Beginn des großen Entwurfes (S. 26) von sich selbst sagen läßt: "Ich war und bin noch immer, trotz *mes maux*, ein ungewöhnlich gutaussehender Mann: groß, mit langsamen Bewegungen, weichem, dunklem Haar

und einem schwermütigen und deshalb um so verführerischeren Gesichtsausdruck." Da denkt man doch zunächst einmal, der Mensch habe zu lange vor dem Spiegel gestanden; sei im Angesicht seines Spiegelbildes in Schwermut verfallen (und habe dann das Ganze kurzerhand ins Verführerische gewendet). Er setzt sogar noch eins drauf: "Ach, ich wußte nur zu gut, daß ich mit einem Fingerschnippen jedes erwachsene Weibsbild haben konnte, das ich nur irgend wollte; aber ich hatte es mir zur Gewohnheit gemacht, Frauen keine Aufmerksamkeit zu erweisen, aus Angst, sie könnten mir Hals über Kopf blutheiß in den kalten Schoß torkeln." Man fragt sich: Ist der Mann schwul? Oder ist er nur hochgradig geistig orientiert? Was hat er dann aber in einem Roman zu suchen?

Nun hält sich der Held aber nicht an die Vorgabe und ans Programm. Wider alle Selbsterkenntnis resp. Selbsteinschätzung läßt er sich gehen und heiratet. "Die Hochzeitsnacht machte mir ziemlich viel Spaß, und bei Sonnenaufgang hatte ich die Idiotin so weit, daß sie hysterische Zustände bekam. (...) Das einzig Gute an Valeria: sie war von schweigsamem Wesen..." Was aber trotzdem nicht gutgehen kann. Nicht allein, weil der Gatte "sehr selten, nur in Fällen großer Dringlichkeit und Verzweiflung, Anspruch auf ihr schales Fleisch" erhob, sondern weil man ja auch schon weiß, daß dieser Galan aus einer ganz anderen Welt - er entstammt einem mediterranen Luxusherbergenbusinesshaushalt - und von ganz anderem Zuschnitt - er arbeitet "selten weniger als fünfzehn Stunden täglich" an einer vergleichenden Geschichte der französischen Literatur für englischsprachige Studenten - eben mit seinen *maleurs* zu kämpfen hat. Und die sind seine fatale Neigung, nun, wir wissen es schon: zu den ganz jungen Mädchen.

Valeria ist clever genug, mit einem taxifahrenden russischen Ex-Oberst das Weite zu suchen. Der Verlassene grummelt ein Weilchen, um - wir überwinden die Distanz Paris / nordamerikanischer Kleinstadtosten - sich seiner neuen Zimmerwirtin anzudienen. "Ich denke, ich beschreibe sie lieber gleich", notiert er, "um es hinter mir

zu haben. Die arme Person war etwa Mitte Dreißig, sie hatte eine glänzende Stirn, ausgezupfte Augenbrauen..."usw. usf. Auch die heiratet er (S. 39).

Hätte ich mich nicht erinnert, daß ich vor ca. 30 Jahren, also um 1967, einmal *erschüttert* und *begeistert* gewesen bin bei der Lektüre des Romans *Lolita* (wobei ich meinerseits, wenngleich - *spiegelnder Strand und rötliche Felsen* - in keiner Weise sinnbildlich oder gleichnishaft auf einer *verzauberten Insel* lag, *umgeben von einem weiten dunstigen Meer*), ich hätte spätestens an dieser Stelle das Buch beiseite gelegt. Aber kann es angehen, daß man sich einmal derartig getäuscht hat - oder getäuscht worden ist? Ist man inzwischen irgendwie eingeknickt, daß man "verinnerlicht" hat, was nicht sein darf, auch wenn es ist? Oder ist einem das Sensorium fürs parodistisch Kühne, für Travestie und Mimikry des ganz außerordentlichen (Selbst-)Bewußtseins, das jedem großen Narrenspiel zugrunde liegt, im Laufe der Jahre gänzlich abhanden gekommen? Das möchte man nun eigentlich auch nicht glauben. Und hat der Autor nicht längst auch - wohlweislich! - sowohl Sachinformationen wie Glanzstücke sprachgestalterischer Ingeniosität in seinem Text untergebracht, die einen zögern lassen mit dem Beiseitelegen?

Zum einen nämlich gibt es da einen fiktiven Herausgeber, den Dr. phil. John Ray aus Widworth, Massachusetts, und der sagt schon listig in seinem Vorwort, daß H.H. zweifelsfrei "abscheulich" sei, "er ist verworfen, er ist ein leuchtendes (!) Beispiel moralischen Aussatzes, eine Mischung von Grausamkeit und schnödem Witz"; das Selbstprotokoll seiner Wahnsinnsiebe und seines Verbrechen, des Mords am wirklich üblen Kinderschänder Clare Quilty, der hier bereits angekündigt wird, sei aber nichts weniger als ein Kunstwerk und gehe als solches "über die Absicht zu sühnen weit hinaus". Und zum anderen: Die ersten sechzehn Zeilen des ersten Kapitels des ersten Teils. Wer hätte je einen solchen Romananfang gelesen? Da werden Sprache, Name und Laut zum Sprungbrett eines Verlangens, das den Leser mitreißt und fortträgt in die Verheißungen der Lust und

des Selbstverlusts (und deren unausweichliches Ende), wie sie anrührender - und perfekter - nicht sein können. Es handelt sich um die Eröffnung einer Simultanschachpartie gegen mehr als eine Handvoll Gegner, es geht gegen den Generalkonsens. Und so stehen der ganze Roman und seine innere und äußere Zeitabfolge wie fokussiert auf einem einzigen Brett, in einem Bild: "*Lolita*, Licht meines Lebens, Feuer meiner Lenden. Meine Sünde, meine Seele. Lolli-ta: die Zungenspitze macht drei Sprünge hinab..." Ach, ja.

Humbert Humbert, "brennend vor Verlangen und Magensäure", von sich selbst auch einfach nur Hum – oder Mr. Humbird, Mr. Humberson und Dr. Humburg oder Homberg, Dr. Hummer, Prof. Humbertoldi, Prof. Hamburg (nie aber Humbug! statt dessen): Hummerson und Humberteus, ja, San Humbertino – genannt, was ja eher helle Verzweiflung signalisiert, den Verlust des ihm in seinem ursprünglichen Namen sogar doppelt Eigenen, und keine wohlfeile Selbstverballhornung sein kann, er, der sich ironisch und sarkastisch, immer eloquent und souverän, selbst ins Abseits und die ihm schicksalhaft zgedachte Katastrophe schickt (den Widerspruch also aushält), er kennt keine Rücksicht. Wer von sich sagt: "Ich bin kein krimineller Sexualpsychopath, der sich unanständig Freiheiten einem Kind gegenüber herausnimmt" (S. 158), um (kein halbes Buch weiter: S. 303) aufzustöhnen: "Ich liebte dich. Ich war ein fünfgliedriges Ungeheuer... - und die Zärtlichkeit vertiefte sich zu Scham und Verzweiflung, und ich hegte und wiegte meine leichte, einsame Lolita in meinen Marmorarmen", ein solcher ist ein Zerrissener, einer, der zwischen dem Ekel an der Welt und der Sehnsucht nach der Unschuld aufgerieben wird. Wie soll er da, nachdem er schon der Etikette der Ehe nicht entsagte, da, wo er dem Ende seiner bürgerlichen Karriere entgegengeht, den Umgangsformen und -floskeln Genüge tun und die, die er herzlich verabscheut, die er in ihrer fleischlichen Vergänglichkeit für eine Besudelung der Wahrheit hält, belügen? Wer seines nahen Endes auf dem elektrischen Stuhl gewärtig sein muß, kann noch einmal so richtig aus sich herausgehen.

Nur, ich glaube ihm und seinem Autor nicht ganz. Indem er Mrs. Haze, seine verstorbene Ehefrau, der er immerhin die Nähe zu deren Tochter Dolores (Lolita) verdankt, auch noch postum - er brauchte sie nicht, wie er durchaus einmal erwog, eigenhändig aus dem Weg zu schaffen - denunziert, denunziert er sich selbst. Und zwar auf der physischen Ekelebene. Auf der *er* persönlich (s.o.) nicht paradiert. Abscheu ist zwar immer auch Selbstabscheu, aber in Graden. Warum also diese Schwarzweißmalerei - und das bei einem Autor, dem die Nuance, die Farbe und ihr Vielfaltsschimmern das Nonplusultra des Handwerks sind? Warum dieses unnötige Kontrastprogramm? Hätte nicht H.H. am Ende eine intelligentere und schlüssigere, oder besser: komplexere Romanfigur abgegeben, wenn er die seinem Wahnidol weniger Nahekommenden unter den weiblichen Figuren einfach nur vernachlässigt hätte; so wie er, wo nicht gezielte Rachsucht ihn treibt, die Welt als Ganzes vernachlässigt?

Ende der Vierziger äußerte Vladimir Nabokov wiederholt, daß er es leid sei, Studenten, die sich mehr oder weniger für Literatur interessierten, Vorträge und Vorlesungen zu halten, einzig und allein, um seiner Familie und sich den Lebensunterhalt zu garantieren (auch wenn ihm die Arbeit oft Spaß brachte, was man in den veröffentlichten Vorlesungsprotokollen nachlesen kann). Vor allem aber war er es leid, nicht hinreichend berühmt zu sein. Denn so unbescheiden seine Qualitätsansprüche als Schriftsteller waren, so selbstbewußt bestimmte er den eigenen Ort in der Rangfolge der lebenden und verstorbenen Kollegen.

Anfang der Fünfziger, der Zeit McCarthys, näherten sich politischer Fundamentalismus und Puritanismus in den USA einem lange nicht gekannten Höhepunkt. Zwischen rigidestem Antikommunismus, der übelste Verleumdung und Verfolgung zur Durchsetzung seiner Ziele einsetzte, und dem Hollywood-Glamour und Schmelz der Frank Sinatra, Bing Crosby und Dean Martin bestand ein innerer Zusammenhang. Und noch stand der Aufbruch der Beat-Generation,

standen - auf der einen Seite - die Ginsbergs (*Das Geheul*), die Kerouacs und Burroughs' ebenso aus wie - auf der anderen Seite - das Geheul und der sittensprengende Hüftschwung eines Elvis ("The Pelvis"), der Little-Richards, Bill Haleys und Chuck Berrys. Der aus seiner russischen Heimat vertriebene "liberale" Antikommunist Nabokov, dem nichts mehr zuwider war als jede Art von Dogmatismus und Fanatismus, im Begriff, als Schriftsteller definitiv vom Russischen ins Englische zu wechseln, saß in jeder Hinsicht zwischen den Stühlen. Ein Mann der offenen Revolte war er nicht, konnte er, aufgrund seiner Herkunft, seines Temperaments und der objektiven äußeren Situation als Immigrant, auch gar nicht sein. Ihm blieb der klassische Ansatz. Und die Frage, wie man ein Buch an den Mann bringen soll, das nicht nur auf dem Augenschein und der persönlichen Erfahrung, sondern auch auf einer profunden (europäischen) Bildung fußt. Es galt, auf das selbstverständlichste Motive, die sich im Briefwechsel eines Abaelard mit seiner Heloïse, in Choderlos de Laclos (*Gefährliche Liebschaften*) und dem Marquis de Sade finden, mit der englischen und deutschen Romantik sowie dem französischen Symbolismus zu verknüpfen. Und gab es da nicht einen Amerikaner, Edgar Allan Poe, den Ruchlosen, der sich nicht nur ganz real und handfest über seine dreizehnjährige Cousine hermacht, sondern sie gleich auch noch, das Sakrament usurpierend, vor den Traualtar führt? Nabokov mußte seinen Humbert Humbert zum Monstrum aufblähen. Er ist kein misogyner Großschriftsteller. Es ist - zumal zu der Zeit, in der er *Lolita* schrieb - einem amerikanischen Publikum nur ein wirklicher Psychopath und Zyniker, ein Charakterekel zumutbar und erträglich; dem man dann z.B. psychoanalytisch zu Leibe rücken kann, um ihn sich dergestalt vom Leibe zu halten; mithin dem vom Autor gestifteten Identifikationsdruck zu entgehen. Es sei denn, er würde - wie Raskolnikow - zum Verbrecher aufgrund einer Idee. "Die Liebe wird nicht geliebt"; der reinen Lust und Gier, der Natur, zu der das Spirituelle gehört wie das Salz zur Suppe und die Seele zum Leib, dem Trieb und der Trauer soll etwas Schäßiges

anhaften. Ein (menschen)freundlicher Herr, ein Robert Walserscher Fremdling oder Jedermann, der sich einer Lolita annimmt, wäre vielleicht sinnfälliger, dafür aber in seiner devianten Sinnlichkeit weniger greifbar gewesen.

Donald E. Morton, Literaturprofessor, hat *Lolita* "ein vollendetes Beispiel für Nabokovs leidenschaftliche Liebe zur Symmetrie" genannt, "denn das Vorwort gleicht den Ästhetizismus aus, der den ersten (der zwei Teile) beherrscht. Und das Nachwort gleicht den Moralismus des zweiten Teils aus." Da ist was dran. Weswegen ja auch Gebildete, Informierte, Intellektuelle, die ästhetisch Austarierten gewissermaßen, immer wohl auch die potentiell Perversesten sind. Sie müssen denken, was andere nicht für möglich halten oder nicht wahrhaben wollen; und dazu auch noch auf die Form, den Stil und die Gestalt achten. Nabokov ist nicht zufällig als Poet und Professor ein von Professorenpoeten hoch geschätzter: jeder *poeta doc-tus* tritt bei ihm ein, als wäre er zu Haus (nur daß man ihm das Haus in seiner Abwesenheit zu einem Palast - mit ausgezeichneteter Bibliothek - ausgebaut hat).

Was aber macht den Sog aus, in den ein Millionenpublikum geriet, nachdem alle zensorischen Widerstände zusammengebrochen waren? Es ist dies ja nun in seiner Vielfalt an Allusionen und Illusionen, den Illuminationen der dunkelsten Winkel der "menschlichen Natur", kein durchweg *leicht* zu lesendes Buch. Daß *Lolita* zunächst nicht gedruckt werden konnte, teilt es mit anderen Büchern von literarischem Rang und hat den Erfolg eher befördert. Auch in den Zeiten *vor* einem Dutroux gab es eine - wie immer passive und nicht auf die breite Öffentlichkeit *durchschlagende* - Sensibilität für Vergehen an Kindern. *Seit* Dutroux ist sie eine öffentliche und aktive: mit allen hexenverfolgerisch wahnhaften Konsequenzen, die das Bild vom Kind als reines, unschuldiges, asexuelles Wesen, das dem Erwachsenen nur als sein Gegenbild begegnet, zur Folge hat.

Man hat Vladimir Nabokov nicht nur einmal selbst einen Romantiker genannt, nicht zuletzt wegen seiner *Lolita*. Das ist er aber nicht, nicht einmal ein verkappter. Denn es steht ihm eine Nüchternheit zu Gebote, die die von der *Sehnsucht nach dem Unendlichen bewegte Phantasie* in den Dienst und auf den sehr konkreten Boden des Romans, der romanesken Koordinaten und Kontexte, stellt. Schach. Und so muß er den Erwachsenen Humbert Humbert natürlich infantilisieren; vom Gedanken zur Tat ist mehr als ein Zufallsschritt in der Kunst, es ist ein Abgrund. Wir dürfen H.H. nur insofern ernst nehmen, indem wir ihn begreifen; so wie er Lolita in ihrer Gesamtheit *nicht* ernst nimmt und nur – buchstäblich – einseitig begreift. (Wie aber soll er Frauen würdigen, achten, gar lieben – man vergegenwärtige sich nur einmal die furchtbar wirklichen Anbahnungs-, Heirats-, Ehe- und Ehrbarkeitsrituale, die sich bis heute in den Vereinigten Staaten, und nicht nur dort, vieler Frauen auf eine Weise bemächtigt, die Männer vielleicht doch auch abschrecken kann -, wie soll *er* also *nicht* infantil sein?)

Aber Nabokov verhöhnt seinen armen *phantasievollen* Protagonisten nie. (Ganz ans Ende des Buches gerückt, gönnt er ihm sogar die Zuneigung zu einer Frau, Rita, die zwar auch nicht mehr die Jüngste und Frischeste ist, dafür aber von einer tiefen Einsamkeit und Verlorenheit, die allein der seinen gleichkommt: weswegen sie wohl Linderung, nur nie Rettung verspricht.) Nabokov leidet mit seinem Helden – so wie wir mit ihm leiden –, und er rüttelt ihn – und uns zu einem Gutteil (dem, der uns dann allerdings ganz entschieden von ihm trennt) – durch. Humbert Humbert wird an Lolita selbst zum Kind, bei aller Hingabe und allem verzweiferten Verlangen ist er nicht weniger altklug und schnodderig als seine Angebetete, er befließigt sich nur einer etwas traditionelleren und geschliffeneren Sprache; die gerade da, wo sie frohlockt und feiert, beklagt und bereut und sich dergestalt zu großer Dichtung auswächst, nüchtern bleibt und bar aller Illusionen. Es verbinden den Übeltäter und die Mißbrauchte ihre entschiedenste und insofern auch beispielhafte Absage an jedwede

Augenwischerei und Heuchelei (außer der Angst der Entdeckung), die ihnen beiden eigene Wahrheit. Die nur nicht ins Wesen des jeweils anderen trifft. Und wohl auch nicht treffen kann. Sonst wäre ja vielleicht H.H. auch von Lolita geliebt worden. Daß das aber nicht der Fall ist, ist Humbert Humberts eigentliche Tragik. Und macht noch immer - oder mehr denn je - das Begeisternde und Erschütternde des Buches aus.

(Und so bedarf es auch keiner Korrektur, weder am "Frauenbild" Humbert Humberts noch an ihm selbst, wie sie einmal etwa Jean Améry an der *Madame Bovary*, dem Roman, der nicht nur geheimes Vorbild war für Vladimir Nabokovs *Lolita*, in Romanform vornahm. Der versuchte den Ehetrottel Charles Bovary in einem tribunalen "Gegenentwurf", und das hieß: gegen seinen Erfinder, zu rehabilitieren. Vermutlich, weil er zu wörtlich nahm, was Flaubert zu der von ihm ja durchaus nur bedingt favorisierten Gattin zu sagen hatte: "Emma, c'est moi." Sicher, in aller Ironie, mit Strumpfband und Mieder. Und mit dem Ernst, mit dem man sich das Sehnen und Zucken und Zagen, den Jubel und das Versagen eines anderen als Romancier nur anverwandeln und einverleiben kann.)

Witold Gombrowicz - ein anderer Exilierter, der es nicht weniger unmißverständlich ausdrückte als Nabokov, wofür er aber teurer bezahlte - schreibt im Vorwort zu seinem Roman *Pornographie*: "Eines meiner geistigen und ästhetischen Ziele ist, einen offeneren, dramatischeren Zugang zur Jugend zu finden. Ihr die Bindungen mit der Reife zu enthüllen, damit sie einander ergänzen." Und dann: "Ich glaube an keine nicht erotische Philosophie. Ich traue keinem entsexualisierten Gedanken." Wir sollten auf unsere Hinterhöfe und Stadtplätze schauen, wo sie die Scheiterhaufen richten; und in den Bierhallen, den Hinterzimmern der Kindertagesstätten wie auf den medialen Foren, diesen Schaumstoff- und Schaumschlägerwannen, in denen Scheingefechte erotischer Selbstverwirklichung ausgetragen werden, rühren sie schon unterderhand den Schierlingsbecher an für Sokrates und seine Kollegen. Nabokov traf einen Nerv.

Sieht man sich die Photographien an, die der Photograph Arwed Messmer im Vladimir Nabokov gewidmeten Heft der schweizerischen Kulturzeitschrift *du* im Juni 1996 veröffentlicht hat - es handelt sich um scheinbar beiläufige Aufnahmen der Landschaft um Wyra bei St. Petersburg, in der der Schriftsteller heranwuchs, aufgenommen dieser postrevolutionär/postkommunistischen Tage -, erkennt man mit einem Blick, daß der dort Wurzelnde, hätte er denn bleiben können, allemal vertrieben worden wäre. So nämlich, wie wir alle vertrieben sind. Denn nicht nur die Kindheit als Zeit ist vergangen, sie ist immer auch vergangen als Raum, Landschaft und Ort. Und das mehr und schneller denn je.

Gespentisch liegen die Felder und Gehöfte im Dunst, es ist Winter, die Gleise der Eisenbahn mögen dieselben sein, aber man schmeckt förmlich den Ruß und den Rost und den Rauch, alte Wagenräder, die unter dem starren Laub schwelen, man spürt das Zittern, den Sturz des Geländers an der Wassermühle, "als wäre dies das Heck der Zeit selbst" (*Erinnerung, sprich*), man riecht den Verfall, den Niedergang, der nicht nur ein russischer ist (obwohl er einen nicht zufällig an die Bilder Andrej Tarkowskijs und dessen Heim-Weh in Filmen wie *Stalker* erinnert), man atmet ihn wie Haut und Haar ein. Das ist die Kunst des Photographen.

So wie man aber auf photographischen Abbildungen die jeweilige Gegenwart (ja, auch die Zukunft) riecht und schmeckt, bleibt es, wie *Lolita* nicht weniger als *Erinnerung, sprich* auf die ihnen jeweils eigene Art kundtun, der *Aberkunst*, der Literatur, vorbehalten, Geruch und Geschmack von Kindheit und Jugend auf eine Weise neu zu erschaffen, daß sie wirklicher werden als das verblässende und verblaßte Erlebte.

Ich habe *Lolita* einen Bekenntnis- und Selbsterforschungsroman seines Autors genannt. Natürlich handelt es sich bei ihm um eine dergestalt vorgenommene Bernhardsche Selbstausslöschung. Was ja - fast - dasselbe ist. Der Abgesang, als Überhöhung, eine Perversion

allemaal. Das Kind, das wir in den Arm nehmen, ist immer auch der verlorene Teil unseres Selbst. Es lebt in Gärten, die uns genommen sind. Wir möchten sie teilen. Manchmal gelingt es uns, ohne ihnen - den Kindern - Gewalt anzutun.

**6.**

Saint-Nazaire, im Februar 1997

Ich habe ihn im Fahrstuhl des Hochhauses getroffen. Er ist nicht der Mann der Nachbarin. Er ist ein alter Mann. Ich habe ihn mehrmals im Fahrstuhl getroffen.



*Der "Nansen-Paß"*  
(Entnommen der Autobiographie *Erinnerung, sprich*;  
Reproduktion mit freundlicher Genehmigung des

*i*  
Rowohlt-Verlag, Reinbek)

Dann traf ich ihn unten im Restaurant *Le Skipper*, das von den beiden sehnigen Polen betrieben wird – einer (polnischer) Basketball-Nationalspieler, der andere Ex-Stürmer beim FC Nantes –, dort trinkt er mit anderen Alten sein Glas Wein. Er wohnt in der achten Etage, ich wohne in der zehnten. Ah, Sie sind der Schriftsteller von oben, sagt er. Ja, *oben* ist gut, in diesem Fall aber ganz richtig. Der Mann sagt, er wolle was von mir wissen. Was? Er bringe morgen das Photo mit, er habe es gefunden. In einer Zeitschrift. Er sagt: Ein Dokument. Und so erscheint er mit einem Photo, das ein *Dokument* zeigt, ein Ausweispapier, darauf: sie und er, der Sohn. Eine Kante ist ausgerissen, es ist nicht klar, aus welcher Zeitschrift das Photo stammt. Ich erkenne es sofort, es steht ja von Zeit zu Zeit in allen einschlägigen Monographien und Zeitschriften, ja, sogar Zeitungen, die ich lese.

Dies Bild, sagt er, habe ihn verfolgt. Jahre. Bis er es vergessen habe. Und nun sei es wieder aufgetaucht. Er kenne die Frau und das Kind. Er habe den Koffer getragen. Ein etwas mürrischer Herr sei der Mann dazu gewesen. Den habe er nicht erkannt. Wenn nicht auch von ihm Photos dagewesen wären. Aber selbst dann. Er sei gelöscht aus seinem Gedächtnis.

Aber die Frau. Und das Kind. Als er, der einer derjenigen gewesen sei, die den Koffer für den Herrn und die Dame und das Kind getragen hätten, als die sich nach Amerika einschiffen... er selbst habe neben der Dame gestanden, *je l'ai senti* (ich habe sie gerochen? gespürt?), bei den Kontrollen, sie mußten lange warten, er selbst habe das Bild ja auch damals gesehen (oder in der Hand gehabt, das Original), es sei dieser Spezialpaß gewesen, Mutter und Tochter oder Sohn, wahrscheinlich ein Sohn: aber als er dieses engelsgleiche Gesicht des Sohns oder der Tochter gesehen habe, damals, als er ein junger Bursche gewesen war, da habe er mit einem Mal gewußt, was es heiße... er meine, das Leben, was es gelte zu tun. Er habe es zwar nicht

sogleich getan, gewissermaßen raubte ihm die Frau dermaßen den Atem - *quelle beauté, quelle beauté, monsieur!* -, daß er erst einmal noch ein paar Jahre zuwarten und draufpacken mußte, um sie zu vergessen, sagte er. Erst dann sei er frei gewesen, frei für das, was... geblieben war, haftengeblieben: es sei dieser Engel gewesen, nein, nicht sie, sondern er, der Sohn. Oder die Tochter.

Er habe die Frau des Mannes, dem er den Koffer schleppte - und zwar mit dem *copain*, dem *pote*, der Herr habe ihn, Jean-Claude, selig -, zwar dann auch wirklich vergessen, aber nicht das Wichtigste. Er habe sich eine Frau gesucht. Und dann habe er sieben Kinder gemacht, eines ist gestorben, die anderen sind auf die ganze Welt verteilt, er sei glücklich. Besonders deshalb, da schließe sich ein Kreis, besonders weil er die Ursache für alles, die Frau und dies Kind auf dem Spezialpaß - dem Nansen-Paß, sagte ich; ja, sagte er - wiedergefunden habe. So wie sie war, wie sie lebte und lebte, sagte der alte Mann. Ich verdanke ihr viel, wenn nicht alles. Der Mann soll irgendwelche obszönen Bücher verfaßt haben, sagte der Mann, das stand in der Zeitschrift unter dem Bild, aber das sah man der Frau nicht an. Sie sah auch viel jünger aus als er, viel viel jünger. Und schöner, sowieso. Was der Alte von mir hat wissen wollen, hat er mir bis zuletzt nicht gesagt.

(1997)